

BRUNO WEBER

Technischer Fortschritt und katholische Soziallehre*

Der Wunsch, Aussagen der katholischen Soziallehre zum Thema »Technischer Fortschritt« zu hören, ist symptomatisch für eine Entwicklung, die gegenwärtig verbreitet beobachtet werden kann:

In die bislang oft kaum zu erschütternde Fortschrittsgläubigkeit mischt sich mehr und mehr Skepsis, und man sucht nach Orientierungshilfen im rasch dahinfließenden Entwicklungsstrom. Die Erkenntnis der *Ambivalenz* des technischen Fortschritts hat erheblich zugenommen. Zur Zeit werden häufiger und prononcierter die potentiellen Gefahren technischer Erfindungen herausgestellt, als daß deutlich gemacht würde, daß in fast jedem Fall die Einwirkungen der Technik sowohl zum Nutzen als auch zum Schaden sein können. Dafür gibt es viele Beispiele:

1. Ganz sicher hat die Technik die Arbeitsbedingungen der Menschen in ungeheurem Maße verbessert, doch wächst im Zuge weiterer Rationalisierung die Furcht vor Eintönigkeit und einseitiger Belastung und vor allem vor dem Verlust von Arbeitsplätzen.

2. Auf dem industrialisierten Teil unseres Globusses hat die Nutzbarmachung von Energiequellen, die Gewinnung und Produktion von materiellen Gütern sowie die Entwicklung des Verkehrs zu einem vor 30 Jahren noch kaum vorstellbaren Lebensstandard der meisten Bürger geführt – sie hat aber auch Widerstände gegen eine zunehmende Gefährdung der Umwelt und der gewachsenen sozialen Strukturen hervorgerufen. Dabei ist es noch gar nicht so lange her, daß der technische Fortschritt als ein Schlüssel der Menschheitsentwicklung mit folgendem, uneingeschränktem Lob gepriesen wurde:

»Wer wissen will, was Technik ist, muß schauen, was sie in Jahrtausenden aus dem Menschengeschlecht gemacht hat. Sie hat es aus der Armseligkeit des primitiven, tiernahen Geschöpfes – der wir noch heute in weit zurückgebliebenen Völkern begegnen – emporgeführt zum eigentlichen Menschentum. Sie tat es und fährt fort, es zu tun. Vom ersten Grabscheit

* Ausführliche Literaturangaben stehen am Ende des Aufsatzes.

und Holzflug, vom ersten Rad, der ersten Hütte, dem ersten entzündeten und gebändigten Feuer bis zum Buchdruck, zum Flugzeug, zum heutigen Krankenhaus, zur Versorgung mit allen Mitteln und Gütern der Kultur handelt es sich um die Mission, tausend Nöte zu stillen, tausend Gefahren zu bannen, tausend Sehnsüchte zu erfüllen, Millionen zu ernähren, zu kleiden, zu wärmen, an den Werten des Lebens teilnehmen zu lassen – es handelt sich um eine Emanzipation vom Animalischen zum Geistigen hin. Denken wir uns technisches Wissen, Können, Schaffen aus der Menschheit entfernt, so würde der weitaus größere Teil unseres Geschlechtes zugrunde gehen, der Rest primitiv, unvorstellbar arm und kurzlebig dahinvegetieren. Das ist das Wesen der Technik als Ganzes gesehen.«¹

Andererseits ist aber auch die skeptisch-kritische Einstellung des Menschen gegenüber der Technik kein Novum unserer Tage.

Seit alters her herrscht ausgesprochenes Mißtrauen gegen sie. Vor 2½ Jahrtausenden hat z.B. der chin. Weise *Dschuang Dsi* schon von den Gefahren des Maschinengebrauchs für den Menschen gesprochen: »Als Dsi Guang durch die Gegend nördlich des Han-Flusses kam, sah er einen alten Mann, der in seinem Gemüsegarten beschäftigt war. Er hatte Gräben gezogen zur Bewässerung. Er stieg selbst in den Brunnen hinunter und brachte in seinen Armen ein Gefäß voll Wasser herauf, das er ausgoß. Er mühte sich aufs äußerste ab und brachte doch wenig zustande.

Dsi Guang sprach: »Da gibt es eine Einrichtung, mit der man an einem Tag hundert Gräben bewässern kann. Mit wenig Mühe wird viel erreicht. Möchtet Ihr die nicht anwenden?« Der Gärtner richtete sich auf, sah ihn an und sprach: »Und was wäre das?«

Dsi Guang sprach: »Man nimmt einen hölzernen Hebelarm, der hinten beschwert und vorne leicht ist. Auf diese Weise kann man das Wasser schöpfen, daß es nur so sprudelt. Man nennt das einen Ziehbrunnen«. Da stieg dem Alten der Ärger ins Gesicht, und er sagte lachend: »Ich habe meinen Lehrer sagen hören: Wenn einer Maschinen benutzt, so betreibt er alle seine Geschäfte maschinenmäßig; wer seine Geschäfte maschinenmäßig betreibt, der bekommt ein Maschinenherz. Wenn einer aber ein Maschinenherz in der Brust hat, dem geht die reine Einfalt verloren. Bei wem die reine Einfalt hin ist, der wird ungewiß in den Regungen seines Geistes. Ungewißheit in den Regungen des Geistes ist etwas, das sich mit

¹ Friedrich Dessauer, Technik – Gesellschaft – Kultur, in: Hochland 44 (1951) 131.

dem wahren Sinn nicht verträgt. Nicht daß ich solche Dinge nicht kenne, ich schäme mich, sie anzuwenden.«

Das griechische Wort *téchne*, was »das Kunststück« heißt, bedeutet gleichzeitig »die List« und »die Kriegsfall«.

Und *technáo*, »etwas künstlich verfertigen«, hat auch die Bedeutung von »heucheln« und »sich verstellen« angenommen. Seit alters also ist dieses Mißtrauen gegenüber der Technik vorhanden. Ein Initiator der neuzeitlichen Kritik an der Technik und an dem Fortschritt durch die Technik ist *Jean Jacques Rousseau*. Er hat die Verurteilung der Wissenschaft und Künste zum philosophischen System gemacht. »Die Astronomie«, schreibt er, »entstand aus dem Aberglauben, die Beredsamkeit aus der Ruhmsucht, die Geometrie aus dem Geiz, die Physik aus eitler Neugier, die Moral aus menschlichem Ehrgeiz. Die Wissenschaften und Künste verdanken ihre Entstehung unseren Lastern.« Die gesamte kulturelle Entwicklung, von Wissenschaft und Technik getragen, ist *Rousseau* zufolge eine Geschichte ständigen, unaufhaltsamen, notwendigen Verfalls. Er spricht »von den schrecklichen Wirren, die der Buchdruck in Europa schon verursacht hat«. Seine Grundthese ist: »Der Mensch ist von Natur gut, im bloßen Instinkt war ihm alles gegeben, um im Naturzustand zu leben. Einen gebildeten Verstand gebraucht er nur, um in Gesellschaft leben zu können. Aber der Verstand, der die Selbstsucht erzeugt, ist es und die Reflexion, die ihn stark macht.« Hier schreibt er der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung durch den Verstand die Ursache des Verfalls zu. Eindringlich schildert er die selbstverursachten Leiden der Zivilisation: Müßiggang und Überarbeitung, verdorbene Eßwaren, gefälschte Drogen, das Gift an den Eßgeschirren – das alles sind Beispiele von *Rousseau* –, die schlechte Luft bei der Versammlung von Menschenmengen, die große Zahl der ungesunden Berufe im Bergbau, bei der Aufbereitung der Metalle, des Bleis, Kupfers, Quecksilbers, Kobalts, Arseniks und Flugstaubs – und die gefährlichen Handwerke der Dachdecker, Maurer und Arbeiter in den Steinbrüchen.

Rousseaus Einfluß auf unsere Geistesgeschichte läßt sich kaum überschätzen. Mit seiner Kulturkritik hat er urchtümliche Regungen angesprochen: Ängste vor den Risiken des Daseins und Sehnsüchte zurück zum Mutter Schoß. Er hat dem Überfluß und dem modernen Pessimismus Ausdruck verliehen.

Es kommt hinzu, daß durch die Verwissenschaftlichung der neuzeitlichen Technik dieselbe unanschaulich geworden ist, so daß der gesunde Menschenverstand den Zusammenhängen oft recht hilflos gegenübersteht.

Was ein gutes Handwerk ist, kann jeder mit seinem gesunden Menschenverstand beurteilen, aber was die Technik macht, ist für den Durchschnittsmenschen gleichbedeutend mit der nackten Zauberei. Und schließlich: Wer die betreffenden Hilfsmittel und Methoden besitzt, wer über die technischen Fertigkeiten und Möglichkeiten verfügt, der ist demjenigen, der sie nicht besitzt, außerordentlich überlegen. Die Macht, die das technische Handeln ermöglicht, ist gleichzeitig eine Versuchung. Und die schwere Durchschaubarkeit der Verfahren erhöht den Mißbrauch. Auch daher ist das tiefe Mißtrauen zu verstehen, das seit alters her mit der Technik verknüpft ist, das heute aber eine neue Dimension gefunden hat.

Daß Naturwissenschaft und Technik auch seitens der Kirche zunächst skeptisch oder auch rundheraus ablehnend beurteilt wurden, ist eine bekannte Tatsache. Als *Nikolaus Kopernikus* die heliozentrische Struktur unseres Planetensystems entdeckte, setzte die Kirche im Jahre 1616 diesbezügliche Werk auf den päpstlichen Index der verbotenen Bücher, wo es über 200 Jahre lang, bis zum Jahre 1835, verblieb, und belegte prominente Anhänger des *Kopernikus* mit ihrem Bannstrahl. Aus damaliger kirchlicher Sicht ist ein solches Verfahren durchaus verständlich: *Kopernikus* hatte die Erde als Mittelpunkt der Welt entthront und ihren vormaligen Trabanten, die Sonne, an ihre Stelle gesetzt, die Erde also zu einem Trabanten degradiert, was naturgemäß ein schwerer Schock für das Selbstbewußtsein des gottebenbildlichen Menschen war. Im täglichen Leben hat man sich ja bis heute noch nicht an *Kopernikus* gewöhnt und läßt nach wie vor die Sonne auf- und untergehen und nicht etwa die Erde. Auch später noch blieb das Verhältnis der Kirche zur naturwissenschaftlichen Forschung eher gespannt: man denke beispielsweise an die anfängliche Ablehnung der *Darwinschen* Lehre. Erst allmählich setzte sich die Anschauung durch, daß es sich ja bei den Naturgesetzen um zwar *verborgene*, aber seit Anbeginn der Schöpfung bereits *existierende* Gesetze handelt, die von den Naturforschern nicht *erfunden*, sondern *gefunden* werden und für deren allerdings oft Weltbild-verändernde Wirkung man ihre Entdecker nicht verantwortlich machen kann. Hätten Männer wie *Luigi Galvani*, *Heinrich Hertz*, *Johannes Kepler*, *Isaak Newton* oder *Wilhelm Conrad Röntgen* nicht gelebt, so gäbe es heute trotzdem – wenn auch mit anderer Bezeichnung die »Galvanischen Erscheinungen«, die »Hertzschen Wellen«, die »Keplerschen Gesetze«, die »Newtonschen Axiome« und die »Röntgenstrahlen«.

Es wandelte sich also die Beurteilung der naturwissenschaftlichen Forschung und des damit so eng verbundenen technischen Fortschritts, und

zwar zu einem Zeitpunkt, als dank neuer Entdeckungen und Erfindungen die Technisierung und Industrialisierung mit einer solchen Macht einsetzte, daß man von der »Industriellen Revolution« zu sprechen pflegt. Dieser Entwicklung des 19. Jahrhunderts müssen wir nun unsere Aufmerksamkeit in besonderer Weise zuwenden; denn sie ist es, die letztlich die Ausprägung der katholischen Soziallehre im engeren Sinne veranlaßte. Das 19. Jahrhundert wurde hinsichtlich seiner ökonomischen und sozialen Verhältnisse von *vielfältigen* und *verschiedenartigen* Faktoren geprägt, die sich wechselseitig beeinflußt haben. Einer dieser Faktoren war die bisher noch nicht dagewesene Ausprägung und Ausweitung der kapitalistischen Produktionsweise. Kapitalistische Unternehmungen hat es zwar zu allen Zeiten gegeben, in Griechenland, in Rom, im späteren Mittelalter. Sie waren fast immer periphere Erscheinungen, nur in kurzen Epochen dominierten sie, und auch die Zeit vom Ausgang des Mittelalters bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts kann man nur mit Vorbehalt als Frühkapitalismus charakterisieren.

Doch die Erfindung, d.h. die durchgreifende Verbesserung der Dampfmaschine durch *James Watt* ist bereits von einem Kapitalisten finanziert worden, dem an der industriellen Verwertung lag. Entweder Unternehmer oder die kriegstechnisch interessierten Staaten selbst (Beispiel: die erste Verwendung der drahtlosen Telegraphie auf Kriegsflotten) stellen von nun an die Mittel bereit, um die experimentellen Entdeckungen weiterzutreiben und praktischen Nutzen daraus zu ziehen. Im 19. Jahrhundert treten kapitalistische Unternehmungen ganz in den Vordergrund, erst jetzt zieht in den fortgeschrittenen Ländern der Kapitalismus allmählich alle Menschen in seinen Bann, erst in dieser Zeit wird ihr Erwerb und ihre Versorgung, ja ihr ganzes Leben von ihm bestimmt – insofern ist der Kapitalismus eine neue und einmalige historische Erscheinung.

Soweit scheint alles in Ordnung; aber es erhebt sich nun doch die Frage, ob es, selbst in diesem Fall, wirklich einen Sinn hat, die Wirtschaftsordnung als kapitalistisch zu bezeichnen. Bei entwickelter Technik und großem Bedarf an Produktionsmitteln ist ein entsprechender Kapitaleinsatz und eine gesonderte Kapitalrechnung selbstverständlich, und das Streben nach Gewinn liegt im Wesen der Marktwirtschaft. Das Adjektiv kapitalistisch scheint also wissenschaftlich nutzlos zu sein, ein Epitheton ornans, nicht mehr. Es ist dennoch mehr; denn in Wirklichkeit zielt es gar nicht auf die kapitalistische Unternehmung ab, sondern auf einen sozialen Sachverhalt. Die Marktwirtschaft hat sich im 19. Jahrhundert unter bestimmten historischen Bedingungen entwickelt, und eine von ihnen

war die schroffe Scheidung von Besitz und Nichtbesitz. Diese hat an sich weder mit der Marktwirtschaft noch mit den kapitalistischen Unternehmungen etwas zu tun. Die Marktwirtschaft hat eine in Besitzklassen geschiedene Gesellschaft vorgefunden, nicht geschaffen, doch hat sie die Kluft auch nicht überbrückt, und bei den kapitalistischen Unternehmungen sind die immer latent vorhandenen negativen Züge nur zu deutlich hervorgetreten: die Übersteigerung des Erwerbstriebes, die Skrupellosigkeit der Geschäftsführung, vor allem aber die Ausnutzung der schwachen Position des Arbeiters. So wird das Beiwort kapitalistisch zum negativen Werturteil, aber es bezeichnet zugleich doch auch einen besonderen Typus der Marktwirtschaft: eine Marktwirtschaft, die durch den Gegensatz von Besitz und Nichtbesitz, von »Kapital« und »Arbeit«, gekennzeichnet ist.

Für die Kapitalbesitzer war es, wenn sie Fabrikanten waren, eine Selbstverständlichkeit, daß maximaler Gewinn der Zweck aller wirtschaftlichen Unternehmungen war. Dieses Gewinnstreben bestand unabhängig von der technischen Entwicklung; es ging ihr voraus, ja es war eine der Ursachen für den rapiden technischen Fortschritt.

Die Produzenten erkannten schnell in den neuen Maschinen ihre Chance, durch gleichzeitige Steigerung und Verbilligung der Produktion die Gewinne zu vervielfachen. So wurde das wirtschaftliche Gewinnstreben einerseits zu einem Motor der »Industriellen Revolution«, andererseits aber verhinderte der Egoismus dieser auf Profit fixierten Gesinnung, daß die Technik sich zum Besten aller Menschen auswirken konnte. *Adam Smith*, der Begründer der klassischen Nationalökonomie, hat im Jahre 1776 in seinem Werk »Der Wohlstand der Nationen« verkündet, daß durch die freie, von staatlichen Eingriffen ungestörte Entfaltung konkurrierender wirtschaftlicher Eigeninteressen eine »prästabilisierte Harmonie« des sozialen und wirtschaftlichen Lebens erreicht werde, die von der »unsichtbaren Hand Gottes« gelenkt und erhalten werde.

Für die Menschenmassen der Industrienationen des 19. Jahrhunderts blieb diese Hand nicht nur unsichtbar, sondern auch unspürbar. Der von *Smith* – einem übrigens sehr humanen Mann, der davon ausging, daß der Mensch gut sei und sein Eigeninteresse nicht zur Ausbeutung anderer Menschen mißbrauchen werde – vertretene Wirtschaftsliberalismus fand mächtige Bundesgenossen in den Lehren von *Charles Darwin* und *Thomas Robert Malthus*. *Darwin* hat im Jahre 1844 seine Lehre vom Kampf ums Dasein verkündet, vom Konkurrenzkampf der Lebewesen, in dem nur diejenigen überleben, die sich am besten ihrer Umwelt anpassen können.

Und *Malthus* hatte schon im Jahre 1798 sein Bevölkerungsgesetz verkündet, nach dem das Wachstum der Bevölkerung schneller steigt als das der Nahrungsmittel; eine Katastrophe könne nur vermieden werden durch Not und Elend, die der Vermehrung der Bevölkerung natürliche Grenzen setzen. So wurden die unsichtbare Hand Gottes, der Kampf ums Dasein und die Selektion durch Not und Elend zu höheren Rechtfertigungen für den rücksichtslosen Wirtschaftskampf im 19. Jahrhundert mit all seinen gesellschaftlichen Folgen. Die ersten Maschinen waren als »Eiserne Engel« von den Arbeitern begrüßt worden, als Helfer, die nun die schwersten und eintönigsten Arbeiten übernehmen würden. Zunächst taten das auch die Maschinen in vielfältiger Weise. Sie befreiten den Menschen – und auch die Tiere – aus der Tretmühle, sie hielten durch die vereinigte Energie von Feuer und Wasser die Räderwerke in Gang, und wenn man sie sinnreich kombinierte, konnten sie ganze Arbeitsabläufe selbständig, also automatisch, ausführen und dabei das Vielfache von dem produzieren, was vorher Menschen mit ihren Händen zu leisten vermochten.

Es lag also nahe anzunehmen, daß mit Hilfe der Maschinen auch das Leben der breiten Bevölkerung leichter, freier, reicher werden würde. Aber das Gegenteil trat ein: Die zunehmende Mechanisierung führte zu einer Aufteilung der Produktionsabläufe in immer kleinere Abschnitte, die immer begrenztere, monotonere Hilfsgriffe der Arbeiter im Takte der Maschine erforderten. Der Arbeiter wurde zum Handlanger der Maschine degradiert, und wo immer solche Handgriffe auch von Frauen und Kindern ausgeführt werden konnten, wurden diese noch billigeren Handlanger den Männern vorgezogen. Der Preis menschlicher Arbeit sank unter das Existenzminimum, Kinder von 6 bis 7 Jahren arbeiteten täglich 10 bis 12 Stunden nur für ein bißchen Nahrung.

Die gegenläufige Entwicklung von fortschreitender Industrialisierung, wachsendem technischen Fortschritt und Arbeitsproduktivitätsraten einerseits und dem Absinken der wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen der Lohnarbeiter andererseits führte bald zu einer negativen Beurteilung des gesamten technischen Fortschritts. Die Maschine als Konkurrent der menschlichen Arbeitskraft war das Trauma jener Zeit, und die davon ausgehenden Befürchtungen entluden sich in Ablehnung technischer Neuerungen und schließlich in Maschinenzerstörungen.

Für die neuere Politische Ökonomie gilt jedoch als sicher, daß vor allem die enorme Bevölkerungszunahme während des 19. Jahrhunderts ursächlich für die sich verschlechternde wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeitnehmer wurde. Bauernbefreiung und Wegfall des Ehebewilli-

gungsrechts, die intensivere agrarische Nutzung von Grund und Boden, der starke Rückgang der Sterblichkeit sowie die hygienischen und medizinischen Verbesserungen führten in Deutschland in den Jahren von 1810 bis 1910 fast zu einer Verdreifachung der Bevölkerungszahl. Armut wurde ein Massenproblem bisher unbekanntem Ausmaßes. Es entstand die Arbeiterfrage des 19. Jahrhunderts, die sogenannte »Soziale Frage«. Bei der Suche nach Lösungen für diese Problematik traten sich die marxistische Ideologie und die sozialen Reformbewegungen gegenüber. Die Vertreter der marxistischen Revolutionsstrategie, insbesondere *Karl Marx*, *Friedrich Engels*, *Karl Kautsky*, *Wilhelm Liebknecht*, *Rosa Luxemburg* u. a. lehnten den sozialen Reformgedanken als nicht gangbaren Weg zur Lösung der Arbeiterfrage ab und sahen ausschließlich das Heil einer dauerhaften Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter in der von *Marx* entwickelten ökonomisch-sozialen Theorie einer völlig neuen Gesellschaftsordnung.

Nach ihrer Überzeugung konnte die Arbeiterfrage auch nicht durch öffentliche Eingriffe oder Übernahme ausgleichender Ordnungsfunktionen durch den Staat gelöst werden. Notwendig sei vielmehr eine *revolutionäre* Umgestaltung der Gesellschaft und die Übernahme der wirtschaftlichen und politischen Herrschaftsfunktionen durch die Arbeiter selbst.

Die soziale Reformbewegung hingegen erkannte die Notwendigkeit umfassender sozialer Fürsorge und Hilfsmaßnahmen, sozialer und wirtschaftlicher *Reformen* durch Arbeiterschutzgesetze, gewerkschaftlicher Zusammenschlüsse, genossenschaftlicher Selbsthilfeorganisationen und vorsorgender Sozialversicherungsgesetze usw. Ihre Hauptvertreter waren davon überzeugt, daß eine dauerhafte Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen, insbesondere soziale Sicherheit und Gerechtigkeit, sozialer Friede und Ausgleich, und damit die gesellschaftliche Integration der lohnabhängigen Arbeiter, nur Schritt um Schritt durch sozialen Wandel möglich sei. Diese sozialen Reformideen wurden hauptsächlich getragen und durchgesetzt von

- der auf Selbsthilfe bauenden Genossenschaftsbewegung,
- dem »Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein«, dem Vorläufer der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands,
- den fortschrittlichen Gewerksvereinen,
- dem Verein für Sozialpolitik. Dieser aus engagierten Professoren der Nationalökonomie bestehende Verein hat die klassische Sozialpolitik begründet. Von ihm gingen nachhaltige Impulse für das von *Bismarck*

im Jahre 1881 eingeleitete Werk der Sozialversicherungsgesetzgebung aus:

- der Evangelisch-Sozialen Bewegung und
- der Katholisch-Sozialen Bewegung.

Ohne hier zu sehr abzuschweifen, darf man an dieser Stelle darauf hinweisen, daß das Wirken dieser Katholisch-Sozialen Bewegung vielfältig beweist, daß das Schlagwort »Die Kirche hat gegenüber der sozialen Not und den Folgen der industriellen Revolution versagt«, wirklich ein Schlagwort ist, das bei sachlicher und nüchterner Betrachtung nicht zu halten ist. Die von der Kirche geleistete Arbeit zur Abhilfe von Not und Elend ist nicht zu übersehen. Es ist nun mal Tatsache, daß die sozialistische Bewegung im 19. Jahrhundert wegen ihrer Opposition gegen den Staat, gehindert zudem durch marxistisches Gedankengut und die staatlichen Abwehrmaßnahmen (Sozialistengesetze), für die praktische Sozialpolitik längst nicht die Bedeutung gewonnen hat wie die christlich-soziale Bewegung.

Auch die Zusammenschlüsse katholischer Arbeitnehmer in Deutschland waren in der Mitte des 19. Jahrhunderts für die damaligen Verhältnisse durchaus bedeutsam. – Die Kolping-Bewegung hatte im Jahre 1864 bereits mehr als 60000 Mitglieder, während der von *Ferdinand Lassalle* gegründete »Allgemeine Deutsche Arbeiter-Verein« in demselben Jahr nur 4610 Mitglieder zählte.

Wie sehr die katholische Arbeiterbewegung auch ein Dorn im Auge von *Karl Marx* war, geht aus einem Brief hervor, den er am 15. 9. 1869 an *Friedrich Engels* schrieb: »Bei dieser Tour durch Belgien, Aufenthalt in Aachen und Fahrt den Rhein herauf, habe ich mich überzeugt, daß energisch, speziell in den katholischen Gegenden, gegen die Pfaffen losgegangen werden muß. Ich werde in diesem Sinne durch die Internationale wirken. Die Hunde kokettieren (z.B. Bischof Ketteler in Mainz, die Pfaffen auf dem Düsseldorfer Kongreß usw.), wo es passend scheint, mit der Arbeiterfrage.«²

Nichts könnte geeigneter sein, Zeugnis zu geben vom frühzeitigen Engagement der katholischen Kirche in der sozialen Frage als diese Aussage aus dem Lager ihrer Gegner.

Allerdings hatte man eben zunächst vor allem die karitativen Aspekte der Arbeiternot im Auge, während die Entfaltung und Formulierung einer die speziellen Probleme der Industrialisierung behandelnden Soziallehre

² Der Briefwechsel zwischen *Karl Marx* und *Friedrich Engels*, IV, Neudruck Berlin (Ost) 1950, 272.

erst in der Endphase des 19. Jahrhunderts erfolgte. Die Ursache dieser Entwicklung ist hauptsächlich darin zu sehen, daß sich gerade zu Beginn der Industrialisierung große fürsorgerische Aufgaben stellten, für die der Staat und die Wirtschaft nicht gerüstet waren. Aufgaben, die bisher die mehrere Generationen umfassende bäuerliche oder handwerkliche Großfamilie weitgehend wahrgenommen hatte, mußten nun von der Gesellschaft übernommen werden – Aufgaben wie Krankenpflege, Alters- und Invalidenversorgung, Betreuung der Kleinkinder arbeitender Eltern. Der Mensch verließ das Haus und den Verband der Familie, um in die Stadt zu ziehen und in der Fabrik Arbeit zu finden. Da galt es u.a. in Lehrlings-, Gesellen- und Mädchenheimen die Jugend vor Verwahrlosung zu schützen. Niemand wird leugnen können, daß die Kirchen und ihre Gemeinschaften hier bahnbrechend waren und wahre Pionierarbeit geleistet haben.

Parallel zu diesem praxisbezogenen Wirken entstand aber nun auch eine *eigene aktuelle Soziallehre der Kirche*, die insofern einen Durchbruch im kirchlichen Denken darstellt, als durch sie kirchenamtlich die Bedeutung der neuen sozialen Fragen für die katholische Sittenlehre anerkannt und ins allgemeine Bewußtsein gerufen wurde. In diesem Zusammenhang scheint es angezeigt, dem Problem kirchlicher Kompetenz in sozialen und politischen Fragen etwas nachzugehen.

Noch immer ist nämlich – heute wie damals – gelegentlich die Meinung zu hören, die Kirche sollte sich eigentlich aus der Diskussion sozialer und politischer Fragen völlig heraushalten und sich in Predigt und Verkündigung auf »rein religiöse« Themen beschränken. Man beruft sich dabei auf das Evangelium, demzufolge *Jesus Christus* selbst wie auch die Apostel es abgelehnt hätten, zu solchen Fragen Stellung zu nehmen.

Nun ist nicht zu übersehen, daß die Schriften des Neuen Testaments tatsächlich auf den ersten Blick dem gesamten sozialen und politischen Bereich erstaunlich wenig Aufmerksamkeit widmen. Die Liebe zum Nächsten, zum Armen, zum Schwachen ist zwar Kerngehalt der biblischen Botschaft, aber die soziale Verantwortung wird nicht ausgedehnt auf die Gestaltung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse selbst. So sehr *Jesus* in den Evangelien als ein Freund der Armen, Entrechteten, von der Gesellschaft Unterdrückten geschildert wird, so muß aus heutiger Sicht doch erstaunen, daß er kein eigentliches soziales Reformprogramm vorgetragen hat. Er legte vielmehr ausdrücklich Wert darauf, nicht mit politischen Revolutionsbewegungen seiner Zeit identifiziert zu werden. Zunächst wurde also nur ein Wandel des individuellen

ethischen Verhaltens im gegebenen sozialen Rahmen, keine politische und soziale Reform angestrebt.

Dennoch darf daraus nicht geschlossen werden, christlicher Glaube und Politik hätten nichts miteinander zu tun, oder der Christ könne sich damit begnügen, nur jene sittlichen Pflichten zu erfüllen, die ausdrücklich im Evangelium als heilsbedeutsam erwähnt werden. Die Schriften des Neuen Testaments sind nämlich hineingesprochen in eine bestimmte Zeit und Kultur, die als Kontext die jeweiligen Antworten vorbestimmen.

In einer veränderten Situation ist auch ein anderes Verhalten geboten. So konnten und durften die Christen in dem Augenblick politischen und sozialen Fragen nicht mehr mit der Indifferenz der Urkirche gegenüberreten, als sie nicht mehr eine einflußlose Minderheit waren, sondern selber politische Verantwortung zu übernehmen hatten. Tatsächlich hat ja die Botschaft *Jesu* in der Geschichte große soziale und politische Veränderungen hervorgerufen.

In unserer Zeit sind die gesellschaftlichen Strukturen selber wandelbar, vom Menschen beeinflusbar und formbar geworden. In früheren Jahrhunderten galten dem Menschen die sozialen Ordnungen, die politischen und wirtschaftlichen Lebensverhältnisse mehr oder weniger als naturhaft vorgegeben. Sie änderten sich wenig und nur unmerklich über längere Zeiträume hinweg. Heute hängt das Schicksal des einzelnen nicht allein von seiner persönlichen Tüchtigkeit ab und von der Hilfe, die er von seinem Nächsten innerhalb eines vorgegebenen sozialen Rahmens erfährt, sondern der soziale Rahmen selber wird wandelbar und unterliegt menschlicher Planung. Ganze Gruppen und Klassen von Menschen geraten durch Änderung der wirtschaftlichen Bedingungen in Notlagen. Damit hat sich für das christliche Liebesgebot eine neue Dimension eröffnet. Die Nächstenliebe erschöpft sich nicht in der Sorge um den, der in Not geraten ist und Hilfe braucht. Mehr noch und wirksamer betätigt sie sich darin, die wirtschaftliche und soziale Entwicklung so zu steuern, daß niemand ungerecht behandelt wird.

Daß die Kirche eine eigene Soziallehre entwickelte, entsprach also ganz ihrem Verkündigungsauftrag, das Liebesgebot des Evangeliums für die Bedingungen unserer Zeit zu interpretieren. Wenn es die Aufgabe der Christen ist, zu einer gerechten sozialen Ordnung beizutragen, muß die Kirche und Aussagen darüber machen, worin eine solche dem Menschen gemäße Ordnung besteht.

Mit den Sozialzyklen nimmt das kirchliche Lehr- und Hirtenamt die weisungsgebende Rolle in der katholischen Soziallehre ein. Im ersten dieser Rundschreiben, der Enzyklika »*Rerum novarum*«, erschienen im

Jahre 1891, betont *Leo XIII.* mit Entschiedenheit die Zuständigkeit der Kirche in gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen, soweit das Sittengesetz berührt ist.

Mit den Worten »*Rerum novarum*« beginnt dieser Papst seine Enzyklika; er will also Stellung nehmen zu »neuen Dingen«, neuen Verhältnissen, neuen Entwicklungen, neuen Forderungen.

Zu diesen neuen Bestimmungsfaktoren des gesellschaftlichen Lebens gehört auch der technische Fortschritt, vor allem in seiner gar nicht hoch genug einzuschätzenden Funktion als *Auslöser von ökonomischen und sozialen Umwälzungen*.

». . . Die Industrie hat durch die Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel und eine neue Produktionsweise mächtigen Aufschwung genommen«³ – ist denn auch eine der einleitenden Feststellungen der Enzyklika. Bedenkt man das breite Spektrum der in »*Rerum novarum*« gemachten Aussagen und deren für den damaligen Zeitpunkt unerhörte Vielschichtigkeit und Weitsicht, so erscheinen auf den ersten Blick die unmittelbaren Äußerungen zum Thema »technischer Fortschritt« aber vergleichsweise unbedeutend. Wir lesen, daß der Mensch, dadurch, daß er zur Gewinnung der Naturgüter Erfindungsgeist einsetzt, sich jenen Teil der materiellen Schöpfung, den er selbständig bearbeitet, persönlich aneignet und gleichsam mit dem Siegel seiner Person gekennzeichnet hat⁴. Eine positive Einstellung zum Fortschritt spricht auch aus dem Satz, daß es in der Gewalt des Menschen steht, »unter den Dingen die Wahl zu treffen, die er zu seinem eigenen Wohle nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft als die ersprießlichste erachtet«⁵.

Man bliebe jedoch der Frage nach der Beurteilung des technischen Fortschritts durch die katholische Soziallehre viel, wenn nicht alles, schuldig, verzichtete man auf ein tieferes Eindringen in die Lehren der Enzyklika. »*Rerum novarum*« war der Keim einer katholischen Gesellschaftswissenschaft und das Werkzeug für fruchtbarste soziale Aufbauarbeit. Ihre sozialen Grundsätze wurden – und darin liegt wohl ihre stärkste Wirkung – im Verlauf der Jahre so erfolgreich entwickelt und verbreitet, daß sie gewissermaßen Gemeingut der Menschheitsfamilie geworden ist. »*Rerum novarum*« vertritt unmißverständlich den christlichen Standpunkt gegenüber den beiden bedeutenden Ideologien des 19. Jahrhunderts: der sozialistischen und der liberalistischen.

³ *Leo XIII.*, Enzyklika *Rerum novarum*, Nr. 1.

⁴ Vgl. ebenda, Nr. 7.

⁵ Ebenda, Nr. 6.

In diesem Zusammenhang ist etwas zu sagen zur christlichen Staats- und Gesellschaftslehre im allgemeinen und zu ihrem Verhältnis zur marxistischen und liberalistischen Lehre.

Es ist eine Tatsache, daß sich die christliche Staats- und Gesellschaftslehre trotz ihrer Entfaltung und Formulierung durch die bedeutendsten Kapazitäten nur allzu oft geringerer Beachtung und Publizität – zumal auf unterer Ebene – erfreuen kann, als die Theorien des Marxismus oder Liberalismus. Als ursächlich dafür ist anzusehen, daß jene Ideologien es verstehen, durch ein Konzept von gedanklicher Einfachheit und Geschlossenheit zu faszinieren, während die christliche Staatslehre durch ihr Bestreben, allen Aspekten der menschlichen Natur gerecht zu werden, dergleichen nicht zu bieten hat. Wie einfach ist es, alle Erscheinungsformen des Daseins ins Korsett einer Klassenkampftheorie zu zwängen oder sie ausschließlich unter dem Blickwinkel eines Freiheitlichkeits-Ideals zu sehen – wie schwer hingegen, von einem realistischen und daher überaus komplexen Menschheitsbild auszugehen.

Die Berufung auf ein auf göttlichem Willen beruhendes Sittengesetz, die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit, von der Gleichheit der Menschen hinsichtlich ihrer überirdischen Bestimmung und der Ungleichheit ihres aktualisierten Wesens lassen die christliche Staats- und Gesellschaftslehre als nicht so eingängig erscheinen wie andere Theorien. Sie ist jedoch das einzige Konzept, das die menschliche Natur nicht unzulässig verkürzt und den Menschen nicht wesentlicher Dimensionen seiner Existenz – vor allem der über das Irdische hinausgehenden Existenz – beraubt.

Der Wunsch nach Abgrenzung des katholischen Standpunkts gegen den sozialistischen und liberalistischen Denkansatz war der aktuelle Anlaß für das Erscheinen von »Rerum novarum«.

In Abwehr der sozialistischen Lehre beweist die Enzyklika den naturrechtlichen Anspruch auf Privateigentum; in Abwehr des »laissez-faire«-Prinzips der Liberalisten wird der Staat autorisiert und aufgerufen zum aktiven Schutz des Gemeinwohls, zu einer durchgreifenden Wirtschafts- und Sozialpolitik, deren materielle Basis der verantwortungsbewußt eingesetzte technische Fortschritt ist. »Rerum novarum« nimmt eine Sonderstellung unter allen vorherigen und späteren hirtentümlichen Äußerungen zur katholischen Soziallehre ein. Diese Enzyklika formulierte die Grundsätze der kirchlichen Soziallehre erstens mit großer Klarheit, und zweitens rückte sie sie zu einem Zeitpunkt ins *Bewußtsein der Öffentlichkeit*, als diese angesichts der Probleme durch die gewaltigen ökonomisch-sozialen Umwälzungen für Orientierungshilfen besonders

aufnahmebereit war. Die Grundsätze der Soziallehre, die hier geäußert werden, sind wohl der langen kirchlichen Lehrtradition entsprossen und entnommen. Neu war jedoch das Vorgehen, sie anhand einer Frage von brennender Aktualität – der Arbeiterfrage – gleichsam wie an einem Fallbeispiel darzustellen.

Über ihre hervorragenden Analysen und Aussagen zu zeit- und situationsbedingten Problemen der Wirtschafts- und Arbeitswelt hinaus, ist deshalb »*Rerum novarum*« zur »*Magna Charta*«⁶ der neueren katholischen Soziallehre überhaupt geworden. Ausdrücklich weisen *Pius XI.* in »*Quadragesimo anno*« (1931) und *Johannes XXIII.* in »*Mater et magistra*« (1961) auf die überragende Bedeutung gerade dieses Rundschreibens hin.

Die der katholischen Soziallehre zugrunde liegenden Überzeugungen werden in ihr mit so genialer Klarheit herausgearbeitet, daß sich die Inhalte trotz ihrer Tragweite zu wenigen Sätzen komprimieren lassen:

1. Dem Menschen ist diese Welt nicht einfach *vorgegeben*, sondern zur Gestaltung *aufgegeben*.
2. Das Ziel des menschlichen Lebens ist das Heil der Seele; alle Tätigkeit zur Verbesserung der materiellen Lage kann daher immer nur Mittel, nie aber Zweck sein.

Eine Soziallehre auf der Basis dieser Grundsätze ist wie keine andere geeignet, die wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen der Menschen zu ordnen.

Die Verpflichtung zur Gestaltung der Welt und des Lebens läßt nicht zu, daß der Mensch sich mit Unvollkommenheiten und Ungerechtigkeiten abfindet; sie bewirkt stetige Fortschrittsbemühungen und bewahrt vor Fatalismus.

Der Verweis auf die überirdische Bestimmung des Menschen hingegen relativiert seine irdische Existenz, verhindert seine Reduzierung auf nur ökonomische Interessen und bewahrt vor Fanatismus.

Die Verbindung dieser zwei einander ergänzenden Ansätze ist die große Stärke der katholischen Soziallehre. Sie steuert stets einen moderaten Mittelkurs, bemüht sich auf allen Gebieten um das Aristotelische *mésos* und um Berücksichtigung bzw. Ausgleich aller berechtigten Interessen. Christlicher Realismus verbunden mit christlicher Hoffnung bewahren sie vor dem Abgleiten in die Utopie eines mit politischen Mitteln erreichbaren Paradieses auf Erden.

⁶ Vgl. *Pius XI.*, Enzyklika *Quadragesimo anno*, Nr. 39; *Johannes XXIII.*, Enzyklika *Mater et magistra*, Nr. 26.

Die Analyse der Grundsätze der katholischen Soziallehre im Anschluß an »Rerum novarum« läßt keinen Zweifel an der Gesamteinstellung der Kirche zum technisch-industriellen Fortschritt:

Er ist förderungswürdiges Mittel zur Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen, darf aber niemals Selbstzweck werden, der den Menschen von seinem überirdischen Ziel ablenkt.

Darüber hinaus hat jedoch die offizielle katholische Soziallehre der auf *Leo XIII.* folgenden Päpste, die nach den Worten *Pius' XI.* angetreten ist, »des großen Meisters (*Leo XIII.*) Gesellschafts- und Wirtschaftslehre . . . zweifelsfrei klar(zu)stellen sowie in einigen Stücken ihre Ansätze weiter (zu) entfalten«⁷, zu verschiedenen Einzelaspekten des Problems »technischer Fortschritt« bedeutende Aussagen gemacht.

Als wichtigste Dokumente sind in diesem Zusammenhang aufzuzählen:

- Die Enzyklika »Quadragesimo anno« *Pius' XI.* (1931):
Wie der Name zeigt, handelt es sich um ein Rundschreiben zum 40jährigen Gedächtnis von »Rerum novarum«. Sein Gegenstand ist »Die gesellschaftliche Ordnung«. *Pius XI.* tut damit den »Schritt von der sozialen Politik im engeren Sinne zur Gesellschaftspolitik oder zur sozialen Strukturpolitik« (*Oswald von Nell-Breuning*).
- Die Weihnachtsbotschaften *Pius' XII.*, der zwar keine eigene Sozialenzyklika verfaßte, jedoch gerade dem Problemkreis »Fortschritt« außerordentliche Aufmerksamkeit gewidmet hat.
- Die Enzyklika »Mater et magistra« *Johannes' XXIII.* (1961), die sich mit den »jüngsten Entwicklungen des gesellschaftlichen Lebens und seiner Gestaltung im Licht der christlichen Lehre« befaßt. Sie betont die Notwendigkeit, »Ordnung und Ranghöhe der Werte« anzuerkennen: Die geistig-sittlich-religiösen Werte allein vermögen das Fundament einer sozialgerechten Ordnung zu bilden.
- Die Enzyklika »Pacem in terris« *Johannes' XXIII.* (1963), die die Verbindung herstellt zwischen Menschenrechtsdeklarationen und katholischer Soziallehre.
- »Gaudium et spes«, Pastoralkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils über die Kirche in der Welt von heute (1965).
- Die Enzyklika »Populorum progressio« *Pauls VI.* (1967) über die Kluft zwischen den hochentwickelten Industrieländern und den Entwicklungsländern und deren Überwindung.
- »Octogesima adveniens«, Apostolisches Schreiben *Pauls VI.* (1971) an *Maurice* Kardinal *Roy* anläßlich des 80. Jahrgedächtnisses von »Rerum

⁷ *Pius XI.*, Enzyklika *Quadragesimo anno*, Nr. 15.

novarum«, in dem spezifischen neuen Problemen, z.B. denen der Verstärkung, Aufmerksamkeit gewidmet wird.

- »De iustitia in mundo« (1971), Dokument der Römischen Bischofssynode zum Recht der zurückgebliebenen Länder auf Fortschritt.
- Zahlreiche aktuelle Äußerungen *Johannes Pauls II.*, z.B. auch anlässlich seines Deutschlandsbesuches⁸, und seine Enzyklika (1979) »Redemptor hominis«⁹ im Hinblick auf die dort enthaltenen programmatischen Aussagen zur katholischen Soziallehre.

Die Fülle der Dokumente, insbesondere die immer raschere Folge ihres Erscheinens, macht deutlich, wie zahlreich die mit dem technischen Fortschritt in Zusammenhang stehenden Einzelfragen sind, die nach Behandlung verlangen.

Wie eingangs schon kurz angesprochen, ist gegenwärtig der Glaube an eine schöne und gesicherte Zukunft unserer Welt äußerst kritischer Revision unterworfen. Die Ernüchterung ist ebenso groß wie die Bedrohungen, von denen wir umringt sind. Und inzwischen geht es nicht mehr um den »Untergang des Abendlandes« oder das Elend der Dritten Welt – *die Welt als Ganzes* und in fast allen ihren Bereichen steht auf dem Spiel. Jedenfalls scheint es so, wenn man der Fülle der Krisen- und Katastrophen-Literatur Glauben schenken darf, die von prominenten Gelehrten und Organisationen produziert wird. Gegenstand dieser Untersuchungen sind freilich nicht mehr nur der allgemeine Rüstungswettlauf, nicht die überquellenden Waffenarsenale der Supermächte oder die Gefahren, die sich aus den Bestrebungen zweit- und drittklassiger Mächte ergeben, um über Hintertreppen Einlaß in den Club der Atom-Mächte zu finden. Die Menschheit hat sich schon so sehr daran gewöhnt, im Schatten nuklearer Vernichtung zu leben, daß sie ihn nur noch selten zur Kenntnis nimmt oder als Teil der sie umgebenden Realität resignierend akzeptiert. Es sind andere Gefahren, auf die die Auguren der Moderne unsere Aufmerksamkeit gelenkt haben.

Das »Raumschiff Erde« und die es bewohnende Menschheit – so haben sie gezeigt – befinden sich nicht allein im Fadenkreuz thermonuklearer

⁸ Vgl. Papst *Johannes Paul II.* in Deutschland. Predigten und Ansprachen von Papst Johannes Paul II. bei seinem Pastoralbesuch in Deutschland sowie Begrüßungsworte und Reden, die an den Heiligen Vater gerichtet wurden – 15. bis 19. November 1980 (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Nr. 25).

⁹ Vgl. *Johannes Paul II.*, Enzyklika *Redemptor hominis* (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Nr. 6).

Vernichtungswaffen, sondern werden inzwischen auch von jenen Kräften und Entwicklungen bedroht, von denen sie sich einst die Realisierung einer glücklichen Zukunft erhofft hatten. Derselbe technische Fortschritt, der Wohlstand und Bequemlichkeit brachte, trägt inzwischen in seinen Konsequenzen dazu bei, das ökologische Gleichgewicht der Erde zu stören und die Basis für menschliches Leben erheblich einzuengen: Industrie-Abwässer vergiften Flüsse und Seen, vernichten ganze Fischbestände und gefährden die Gesundheit und Ernährungsbasis ganzer Nationen; Rückständen aus Pflanzenschutzmitteln und Konservierungsmitteln fallen jährlich Tausende von Menschen zum Opfer, und in die Hunderttausende geht wahrscheinlich die Zahl jener, die an den Folgen der Luftverschmutzung sterben. Millionen Tonnen Kohlenmonoxyd, Schwefeldioxyd, Kohlenwasserstoff und Stickstoffoxyde führen nicht nur zu schweren gesundheitlichen Schäden, sondern bedrohen inzwischen schon die Struktur der Ökosphäre. Ein weiteres leistet die durch den wachsenden Energieverbrauch erzeugte Wärme. Zahlreiche Wissenschaftler bestätigen die »selbstmörderischen« Tendenzen der Umweltzerstörung und spekulieren weiter darüber, wann der »*point of no return*« erreicht sein wird.

Nicht allein die ökologischen Konsequenzen sind es jedoch, die Sorge bereiten, sondern auch die immer knapper werdenden Rohstoff-Reserven. Sie mögen noch ergiebig genug sein, um unsere eigenen Bedürfnisse zu befriedigen – mit Sicherheit reichen sie nicht aus, um auch die Bedürfnisse zukünftiger Generationen zu decken. Mit ihrer Verknappung nimmt der Wettlauf nach ihnen zu, wird die Rohstoffsicherung zum primären Ziel sowohl der Industrie-Staaten als auch der Entwicklungsländer. Die sogenannte »Öl-Krise« setzte – selbst als sie noch keine war – Signale und zeigte die lähmenden Folgen, die schon bei kleineren Versorgungsstockungen eintreten können. Und nicht nur diese: Über sie hinaus zeigte sie sowohl die generelle Krisenanfälligkeit der modernen Welt als auch die neuen Möglichkeiten *gegenseitiger politischer und ökonomischer Erpressung*.

Ferner wird befürchtet, daß der Planet Erde eines Tages nicht mehr in der Lage sein könnte, seine wachsende Bevölkerung ausreichend zu ernähren. Die Weltbevölkerung ist auf vier Milliarden Menschen angewachsen, und diese Problematik wird vor allem dadurch zum Problem, daß sich das Wachstum nicht in jenen Ländern der Welt vollzieht, die es wirtschaftlich verkraften könnten, sondern gerade dort, wo es die ohnehin bestehenden Ernährungs- und Entwicklungsprobleme bis ins Unerträgliche verschärft. In ihnen werden bei unveränderter Wachstumsrate in hundert

Jahren ca. 40 Milliarden Menschen zu versorgen sein, und wenig spricht dafür, daß dies möglich sein wird.

Vergegenwärtigt man sich, daß schon heute mehr als die Hälfte aller Menschen fehl- oder unterernährt sind und daß täglich 15 000 von ihnen an Unterernährung sterben, so bedarf es angesichts der nur langsam sich verbessernden Versorgungslage in den betreffenden Ländern kaum prophetischer Phantasie, um sich die wahrscheinlichen Folgen vorzustellen. Projektionen, die die Weltbank in ihrem ersten im Jahre 1978 veröffentlichten Weltentwicklungsbericht vorlegte, deuten an, daß selbst bei Zugrundelegung relativ günstiger BSP-Zuwachs- und -Verteilungsraten in den Entwicklungsländern die Zahl der in absoluter Armut lebenden Menschen von 770 Millionen im Jahre 1975 nur auf 600 Millionen bis zur Jahrhundertwende absinken wird. Sollte jedoch das Wirtschaftswachstum wieder fallen, die Verteilung des Bruttosozialprodukts nicht gerechter werden und der Bevölkerungszuwachs steigen, so ergeben die Berechnungen ein Anwachsen der in absoluter Armut lebenden Menschen auf 1300 Millionen im Jahre 2000.

In diesem Zusammenhang muß festgestellt werden, daß die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen und Systeme in vielen Ländern der Dritten Welt einer der Hauptgründe für das allgemeine Elend der betreffenden Bevölkerungen sind.

Gerade neuere Analysen besagen, daß die Erde bei sachgerechter Erschließung und gerechter Verteilung des noch zur Verfügung stehenden Landes ohne weiteres 38 bis 48 Milliarden Menschen ernähren könnte und daß die Faktoren, die dies verhindern, nicht die natürlichen Ressourcen sind, sondern ökonomische, institutionelle und soziopolitische Behinderungen.

Ein anderer Grund, der lange Zeit die Fähigkeit zahlreicher Entwicklungsländer zur Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln erheblich beeinträchtigt hat, war die allzu starke Betonung der Industrialisierung bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Landwirtschaft, oder um die Problematik von einer anderen Seite her zu beleuchten: die Vernachlässigung des eigenen Marktes zugunsten einer Exportwirtschaft. Denn selbst jene Länder, die auf dem landwirtschaftlichen Sektor investierten, förderten auf diese Weise vornehmlich exportorientierte Monokulturen wie Tee, Kakao, Zucker, Kaffee u.a., blieben aber hinsichtlich ihrer Ernährung weitgehend importabhängig, was für die grundsätzliche Verbesserung ihrer Lage natürlich ein Hindernis darstellte. Eine an dieser Stelle notwendige Darstellung und Diskussion der verschiedenen internen und externen Faktoren, die zum politischen, wirtschaftlichen und sozialen

Elend der Länder der Dritten Welt beitragen, sowie ihrer Verflechtung miteinander, würde hier zu weit führen. Es sollte nur vergegenwärtigt werden, welchen quantitativ und qualitativ großen Problemen die Menschheit gegenübersteht.

Der Kirche sind alle diese Aspekte der Menschheitszukunft deutlich bewußt, wie unzählige Aussagen – z.B. in den vorhin aufgeführten Dokumenten – beweisen.

Trotzdem darf man bei der dringend gebotenen Suche nach konkreten Lösungen für die technisch-ökonomisch-sozialen Probleme nicht aus dem Auge verlieren, daß die katholische Soziallehre ihrer eigenen Zielsetzung nach – wie schon *Leo XIII.* es formuliert – nur »die Grundsätze aufstellt, die zur Lösung der Streitfragen gemäß den Forderungen der Wahrheit und Billigkeit unerläßlich sind«¹⁰. *Sie nennt also nur das sittlich, nicht das praktisch Gebotene!* Darüber kommt es freilich leicht zu Mißverständnissen.

Getreu der von *Leo XIII.* begonnenen Tradition, wird die katholische Soziallehre stets an konkreten Fragen dargestellt. Daraus folgt, daß in allen hirtentümlichen Äußerungen von jeweils ganz aktuellen Problemen die Rede ist, und dies wiederum hat zur Folge, daß das Ausgesagte oft als unmittelbar gefordertes volkswirtschaftliches oder politisches Vorgehen mißverstanden und kritisiert wird, obwohl es doch nur die Richtlinien dieses Vorgehens im christlichen Sinne bestimmen möchte.

Die Entwicklung wirtschaftlicher und politischer Strategien bleibt also den Fachwissenschaften überlassen. An diese ergeht jedoch die zweifache Forderung der katholischen Soziallehre, zwar die irdischen Lebensbedingungen des Menschen soweit wie möglich zu verbessern, ihn dadurch jedoch nicht seinem überirdischen Ziel zu entfremden.

So stellt sich uns abschließend die Frage, welche konkrete Wirtschafts- und Sozialordnung diesem Anspruch gerecht wird und welches ihre Bewertung des technischen Fortschritts ist.

Ökonomisch interpretiert, heißt technischer Fortschritt, mit dem gleichen Mitteleinsatz mehr zu erzeugen oder dasselbe mit geringerem Mitteleinsatz herzustellen. In der wirtschaftlichen Praxis wird der technische Fortschritt über den Katalysator der Investitionen in die Gesamtwirtschaft eingebracht und bewirkt wirtschaftliches Wachstum. Gerade dieses aber ist zu einem strittigen Wert geworden.

So sind die Gegner des Wachstums überzeugt, daß es zu einer Ausbeutung der Rohstoffvorkommen oder ganz allgemein der Natur führt, wenn

¹⁰ *Leo XIII.*, Enzyklika *Rerum novarum*, Nr. 1.

es sich auf der Linie dessen fortbewegt, was die Vergangenheit mindestens seit Beginn der Industrialisierung kennzeichnet.

Wirtschaftliches Wachstum ist auch auf eine bestimmte leistungs- und konkurrenzorientierte Einstellung des Menschen angewiesen, die vielen inhuman erscheint.

Diese Einstellung bringt nach Auffassung der Wachstumsgegner einen materialistischen Menschentyp hervor, der nur nach eigener Wohlstandssteigerung strebt.

Träfe diese Ansicht zu, so stünde das Streben nach Wirtschaftswachstum in der Tat im Gegensatz zur katholischen Soziallehre, die die Hinordnung des Menschen auf Gott über alles andere stellt. Es ist jedoch ein Faktum, daß im Gegenteil wirtschaftliches Wachstum den Freiraum einer immer größer werdenden Zahl von Menschen in jeder Hinsicht, und zwar auch gerade in geistiger und kultureller, vergrößert.

Es bleibt dennoch die Frage, ob Wirtschaftswachstum und Wohlstand den Charakter der Menschen ins Unerträgliche verändern können; ob die Menschen in Notlagen, wie sie eine anhaltende Stagnation oder gar eine grobe Wirtschaftskrise erzeugen, sich nicht edler verhalten als unter den Bedingungen steigenden Wohlstandes. Sicher kann man gerade in der Not ein hohes Maß an Altruismus und Opferbereitschaft bei manchen Menschen entdecken; aber für viele gilt auch, daß sie von einem harten Existenzkampf eher verbittert und isoliert als für die Sorgen und Probleme anderer Menschen aufgeschlossener werden.

»Erst kommt das Fressen und dann die Moral« heißt es bei *Berthold Brecht*, und das ist eigentlich nur die vergrößerte Form der Aussage des hl. *Thomas von Aquin*, der sagt, daß der Mensch ein hinlängliches Maß von äußeren materiellen Gütern »zum tugendhaften Leben unbedingt braucht«¹¹. Es läßt sich einfach nicht bewiesenermaßen behaupten, daß zunehmender Wohlstand notwendigerweise zu innerer Verarmung und sozialer Isolation der Menschen, gipfelnd in der Abwendung von Gott, führt.

Nachdem sich so gezeigt hat, daß ein wachstumsorientiertes Wirtschaftskonzept keineswegs notwendig zur Aufhebung der von der katholischen Soziallehre geforderten Wertordnung und zum Entstehen eines materialistisch orientierten Menschentyps führen muß, bleibt zu klären, ob es auch geeignet ist, die menschlichen Lebensbedingungen zu verbessern und dadurch der zweiten Forderung der Soziallehre gerecht zu werden.

¹¹ *Thomas von Aquin*, *De regimine principum*, I, 15.

Zunächst muß es als eine völlig unzulässige Annahme bezeichnet werden, davon auszugehen, daß wirtschaftliches Wachstum sich nur mit solchen Nebenwirkungen und in der Form vollziehen kann, in der es beim Start und in der Frühentwicklung der Industriegesellschaften sichtbar wurde. Daß heute eine florierende, weil angemessen wachsende Volkswirtschaft den in ihr Lebenden einen hohen Lebensstandard beschert, wird als Selbstverständlichkeit hingenommen. Andererseits erfährt die Wohlstands- und Wachstumsgesellschaft auch mancherlei Kritik – etwa unter Hinweis auf inhumane Aspekte des Leistungsprinzips. Aber die zweifellos auch vorhandene Problematik des Wachstums erscheint doch in anderem Licht, wenn man z.B. fragt, ob stagnierende und schrumpfende Volkswirtschaften, die unter extremen sozialen Spannungen stehen, noch bereit und in der Lage sind, den ärmsten Ländern der Welt zu helfen. Denn diesen Ländern kann nur dadurch geholfen werden, daß die reichen Länder ihre Produkte kaufen und ihr überschüssiges Kapital dorthin geben. Mit beidem läßt sich nicht mehr rechnen, wenn die Kapitalbildung im Inland verhindert wird und die Kaufkraft für Importe aus diesen Ländern stagniert. Allein eine Politik des Wirtschaftswachstums ist deshalb in der Lage, die Lebensbedingungen in den Entwicklungsländern durch wirksamere als karitative Maßnahmen zu verbessern.

Was die Prämisse angeht, das Wirtschaftswachstum führe längerfristig einen Rohstoffkollaps herbei, so ist auch diese These nicht durch Tatsachen zu belegen. Eine große Ausnahme stellen lediglich die Mineralölvorräte der Welt dar, bei denen tatsächlich erkennbare Erschöpfungsgrenzen auszumachen sind, so daß es notwendig ist, daß die friedliche Nutzung der Kernenergie durch technische Fortschritte vorankommt.

Während noch vor 20 Jahren in erster Linie schwerindustrielle Produkte mit hohem Rohstoffeinsatz erzeugt wurden, nimmt der spezifische Rohstoffeinsatz bei den meisten Industrieprodukten seit Jahren erheblich ab. Welche massiven Veränderungen allein durch den Ersatz mechanischer und elektrischer Schaltungen durch die Elektronik ausgelöst wurden, kann heute nahezu jeder an seinem Arbeitsplatz beobachten. Mit anderen Worten: Wir befinden uns auf dem Wege zur Minimierung des spezifischen Rohstoffeinsatzes bei gleichzeitiger Abnahme des Anteils der Volkswirtschaft, der für seine Produktion überhaupt Rohstoffe benötigt.

Widerlegbar ist auch die Theorie von der heftig diskutierten wachstumsbedingten Umweltbelastung. Die Wirtschaftswissenschaftler haben dieses Thema nicht erst seit einigen Jahren erkannt, sondern schon seit sehr langer Zeit. In der Fachliteratur wird es seit fast 30 Jahren unter dem

Begriff der externen Effekte diskutiert. Gemeint ist damit, daß die volkswirtschaftlichen Kosten der Produktion sich oft nicht auf die Kostenfaktoren beschränken, die im betrieblichen Rechnungswesen des einzelnen Unternehmens ausgewiesen werden, sondern daß sie auch die Schäden und Kosten umfassen, die im Zuge der Produktion außerhalb des Unternehmens entstehen. Beispiele dafür sind die Abgabe von ungeklärtem Abwasser, von Rauch, Staub und Lärmemission.

Seit eh und je war es richtig, dafür zu sorgen, daß diese externen Wirkungen von denen bezahlt werden, die sie verursachen. Dieser Gedanke wurde als »Verursacherprinzip« lange Jahre diskutiert, bevor die modernen Ökologen auf den Plan traten. Dem Verursacherprinzip ist man in der unmittelbaren Nachkriegszeit nur zögernd gefolgt, weil es zunächst wichtiger war, überhaupt wieder Arbeitsplätze zu haben, und weil es international nicht üblich gewesen ist, sich um den Ausgleich der externen Effekte der Produktion zu kümmern. Eine einseitige Belastung deutscher Hersteller hätte die Konkurrenzfähigkeit der inländischen Unternehmen beeinträchtigt. Mittlerweile hat die deutsche Gesellschaft ein Wohlstandsniveau erreicht, bei dem man die enormen Kosten eines immer besseren Umweltschutzes tragen kann. Aber der Preis ist beachtlich, und er kann nur aus dem Produktivitätswachstum der Volkswirtschaft gedeckt werden.

Im Gegensatz zu den Behauptungen der Gegner des wirtschaftlichen Wachstums kann man also feststellen, daß das wirtschaftliche Wachstum von heute die Bedingungen dafür schafft, Versäumnisse auf dem Gebiet des Umweltschutzes von gestern wieder auszugleichen, ohne damit an anderer Stelle neue Sozialkonflikte aufzuwerfen. Wenn das aber so ist und wenn dies auch so geschieht, dann fällt die gesamte ökologische Kritik am Wirtschaftswachstum in sich zusammen.

Nicht zu übersehen sind ferner die folgenden Aspekte einer wachstumsorientierten Wirtschafts- und Sozialordnung: Nur ein stetiges wirtschaftliches Wachstum erlaubt es, eine von staatlichen Eingriffen weitgehend freie, am Grundsatz der Gerechtigkeit orientierte Gesellschaftsordnung aufzubauen.

Ein wachsendes Sozialprodukt bietet Spielraum für nahezu jede ökonomische Aktivität der Individuen. Jeder kann seine materielle Lebenslage dadurch selbst bestimmen, daß er Leistungen anbietet, die anderen mehr wert sind, als sie kosten. Das ist zugleich die zentrale Bedingung für die freie, den persönlichen Präferenzen, Fähigkeiten und Talenten folgende Berufswahl in einem offenen System. Und dadurch, daß jeder die Chance hat, das zu tun, was er am besten kann, führt das System aus sich heraus zu

hoher Leistungsfähigkeit, bei einem Höchstmaß von beruflicher Befriedigung.

Nur Wachstum gewährleistet schließlich auch Vollbeschäftigung. Angesichts der von der katholischen Kirche gepflegten Lehre, daß die Arbeit nicht nur der Beschaffung des notwendigen Lebensunterhaltes diene, sondern daneben auch personalen Charakter aufweise, ist die Bereitstellung von Arbeitsplätzen mehr als nur volkswirtschaftliches Gebot. Darüber hinaus ist aus politologischer Sicht auf den hohen Pazifizierungseffekt der Vollbeschäftigung und folglich auf ihre Bedeutung für den inneren Frieden eines Landes hinzuweisen. In wie hohem Maße Massenarbeitslosigkeit der Bildung extremistischer Gruppierungen Vorschub leisten kann, lehrt die jüngere deutsche Geschichte.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß gerade eine wachstumsorientierte Wirtschaftspolitik gleichermaßen geeignet ist, die menschlichen *Daseinsbedingungen zu verbessern* und gleichzeitig eine der *vollen menschlichen Natur entsprechende Wertordnung zu fördern*.

Da, wie aufgezeigt, das Wirtschaftswachstum – vermittelt durch die Investitionsfunktion – ganz maßgeblich vom technischen Fortschritt induziert wird, müssen wir folgerichtig im Anschluß an die positive Bewertung des wirtschaftlichen Wachstums auch zu einer positiven Beurteilung des technischen Fortschritts gelangen.

Die vielfältigen und berechtigten Warnungen von einem Absinken des Menschen in eine rein materialistische Lebensauffassung¹² dürfen nicht zur Diskreditierung von Technik und Wirtschaft führen.

Vielmehr kommt es darauf an, sich ihrer in Weisheit zu bedienen. Welcher Art diese Weisheit sei, lernen wir aber aus dem Buch Hiob (28,28), der biblischen Darstellung der Unbeständigkeit und Relativität aller irdischen Güter, wo es heißt: Des Menschen Weisheit ist die Furcht des Herrn!

LITERATUR

Die Literaturangaben beschränken sich auf die Hervorhebung einiger Werke, die dem Verfasser im Rahmen seiner Ausführungen wichtig zu sein scheinen.

Geblen, Arnold, Die Seele im technischen Zeitalter, Hamburg 1957.

Habermas, Jürgen, Theorie und Praxis, Frankfurt a.M. 1972.

¹² Vgl. Johannes Paul II., Enzyklika Redemptor hominis, Nr. 16.

- Heisenberg, Werner*, Das Naturbild der heutigen Physik, Hamburg 1955.
- Höffner, Joseph*, Die deutschen Katholiken und die soziale Frage im 19. Jahrhundert, Paderborn 1954 (= Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft katholisch-sozialer Bildungswerke in der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. vom Sozialreferat des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, Bd. 13).
- Katholische Soziallehre heute. Beiträge aus dem Rheinischen Merkur – Festgabe für Joseph Kardinal Höffner, Koblenz 1977; hier besonders die Beiträge von *Erwin Iserloh*, *Walter Kerber* und *Helmut Kohl*.
- Lüst, Reimar*, Das Interesse an der Wissenschaft, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 7 vom 10./11. 1. 1981, 98.
- Maddox, John*, Unsere Zukunft hat Zukunft, Stuttgart 1973.
- Meadows, Dennis L.*, Die Grenzen des Wachstums, Stuttgart 1973.
- Opitz, Peter J.*, Weltprobleme, München 1980.
- Oppenheimer, J. Robert*, Wissenschaft und allgemeines Denken, Hamburg 1955.
- Portraits christlich-sozialer Persönlichkeiten, I, hrsg. von *Julius Seifers*, Osnabrück 1965.
- Preiser, Erich*, Die Zukunft unserer Wirtschaftsordnung, Göttingen 1968.
- Sachsse, Hans*, Mensch und Technik: Zwiespalt oder Einheit? In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 7 vom 10./11. 1. 1981, 98.
- Scheid, Rudolf*, Ohne Wachstum keine Freiheit, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 280 vom 1. 12. 1979, 15.
- Texte zur katholischen Soziallehre. Die sozialen Rundschreiben der Päpste und andere kirchliche Dokumente, hrsg. vom Bundesverband der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung (KAB) Deutschlands, Kevelaer 1977.
- Weber, Bruno*, Menschenbild und Staatsauffassung, in: Erziehungswissenschaft und Beruf 27 (1979) 347–353.
- Wiborg, Egon*, Der Naturforscher und das Universum. Vortrag im Bayerischen Rundfunk am 24. 8. 1974.